

Historische und gesellschaftliche Bedingungen der Sprachkritik in Deutschland: Die Auseinandersetzung um die Sprache im Nationalsozialismus

Kappeler, Manfred

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kappeler, M. (2017). Historische und gesellschaftliche Bedingungen der Sprachkritik in Deutschland: Die Auseinandersetzung um die Sprache im Nationalsozialismus. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 37(143), 11-38. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-66251-2>

Nutzungsbedingungen:

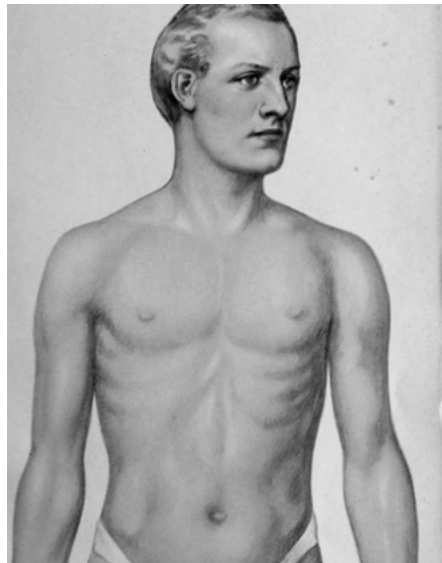
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Sippenstafel, die alle möglichen Stämmen (Personenbeziehungen) aus
Verfälschungen (Sippenstafel), bezogen auf einen bestimmten Menschen,
darzustellen bezweckt.

Schrifttum

Kollektive
 Oester-Koch, Bernhard S., und Friedrich H. H. Die Väterberger Reihe 3. Aufl.
 Verlag (von) Berlin, Berlin 1909, Kart. 3,00 RM., geb. 4,00 RM.
 Koch, Friedrich H., Festsetzung und Nachweis der Abstammung, Verlag Franz
 Schöler, Berlin 1919, Geb. 5,00 RM.
 Steh, v. Himmelfeld, Der Abstammungslehre, 4., neu bearb. u. erweit. Aufl.
 Verlag für Landesvermessung, Berlin 1908, Geb. 3,00 RM.

Sippenkunde
 Ding von Jena, Wilhelm Karl, Einführung in die Familienkunde, Verlag
 Quelle & Meyer, Leipzig 1924, (= Väterkunde und Sippenkunde),
 Geb. 1,80 RM.
 Wieden, Friedrich, Taschenbuch für Familienforschungslehre, Verlag Degener
 u. Co., Joh. Dornsch. Verlag, Leipzig 1917, 5. Aufl., Geb. 4,50 RM.
 Wenzel, Erich, Einführung in die praktische Genealogie, Verlag für Sippen-
 forschung und Sippenkunde, E. H. Starke, Bielefeld 1924, 2. Aufl. (= Sippen-
 kunderei Band 1), Kart. 2,70 RM., geb. 3,30 RM.

Zeitschriften
 Familie, Sippe, Volk, Monatschrift für Sippenkunde und Sippenfragen, Verlag
 Wagner Verlag, Bielefeld, Verlag für Landesvermessung, Berlin SW 61.
 Zeitschrift für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete, Verlag G. H. Starke,
 Bielefeld.
 Familienforschende Blätter, Verlag der Zentralstelle für Deutsche Personen-
 und Familienforschung, Leipzig.

Die amtlichen Nachrichten sowie Suchanzeigen veröffentlicht:
 Allgemeines Suchblatt für Sippenforscher, herausgegeben für den Reichsland der
 Deutschen Sippenkundlichen Vereine (DSV) v. H. von Reichsamtleiter Dr. Kurt
 Wagner (gleichzeitige Beilage von „Familie, Sippe, Volk“ (i. d. S.)).

Erbbiologische Winke zur Ehegattenehe
 (Ein Briefwechsel)

Lieber Onkel Raci!

An einer großen Sorge erinnere ich mich Deiner. Sicher hast Du ja
 nur durch Waters Beize gelegentlich von mir gehört und wirst daher auch
 wissen, daß ich nun nach beinahe vierjähriger meiner Verweilung habe
 und zu Eltern kehrten wollte. Ich hatte ein geliebtes, lebens-
 fröhliches Mädchen aus einer alten, guten Bürgerfamilie kennengelernt, das auch
 in ihrem Beten und ihrer Weltanschauung gut zu mir paßte. Wir hatten

Manfred Kappeler

Historische und gesellschaftliche Bedingungen der Sprachkritik in Deutschland – Die Auseinandersetzung um die Sprache im Nationalsozialismus

„Die Sprache widerfährt ihr Unheil nicht bloß in ihren einzelnen Worten und ihrem syntaktischen Gefüge. Viele Wörter backen im Sog der Kommunikation, vor allem Sinn und wider ihn, in Klumpen sich zusammen. [...] Vermutlich ist der sprachliche Mißbrauch zu Eingefleischt, als daß der objektive Geist ihn sich abgewöhnen ließe. Wohl aber ist beim Wort zu nehmen, was den Worten geschah. [...] Dafür drängte ein Stichwort sich auf [...]: das verdinglichte Bewußtsein, in das die Aufsätze eingreifen mögen. [...] Diese Einheit schreibt zugleich die Grenze vor: das Bewußtsein kritisiert wird, wo es nur Reflex der Realität ist, die es trägt.“¹

Theodor W. Adorno

Seit Jahrtausenden denken Philosophen und Theologen, seit ca. 150 Jahren Soziologen und Psychologen über „Ursprung“, „Wesen“ und Funktionen der Sprache nach. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert etablierte sich schließlich eine eigene Sprachwissenschaft, die sich schnell in verschiedene „Schulen“ (Linguistik, Semiotik, Sprachphilosophie etc.)² ausdifferenzierte. Die wegweisenden sprachwissenschaftlichen Werke wurden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert

1 Adorno, Theodor W., 1963, Eingriffe – Neun kritische Modelle, S. 7.
 2 Alle Wörter/Begriffe die zum Vokabular der Sprachkritik gehören, wie die hier genannten, sind im Text kursiv gekennzeichnet. Das ermöglicht, sich mit ihrer Bedeutung in der Sprachkritik und mit ihrem sprachkritischen Gebrauch im laufenden Text während der Lektüre vertraut zu machen. Einige Hervorhebungen in Zitaten haben unabhängig davon ihre eigene Bedeutung. Die Kennzeichnung erfolgt i.d.R. nur bei der ersten Nennung des Wortes/Begriffes. Die Rechtschreibung in den Zitaten entspricht der im jeweiligen Originaltext verwendeten, wie z.B. bei „Nothwendigkeit“.

veröffentlicht, das mit guten Gründen das „sprachwissenschaftliche“ genannt werden kann.

In Deutschland setzte der Nationalsozialismus 1933 für die junge Sprachwissenschaft eine Zäsur. Die bedeutendsten Sprachwissenschaftler³ und andere WissenschaftlerInnen, denen die Auseinandersetzung mit Sprache und Sprechen wichtig war⁴, flohen vor dem NS-Terror. In ihren während des Exils entstandenen Werken setzten sie sich mit der nationalsozialistischen „Propagandasprache“⁵ und der „Alltagssprache“ im NS-Deutschland auseinander. Dabei ging es um die „Mächtigkeit des Wortes“, um die nicht zu leugnende Tatsache, dass viele Menschen in Deutschland den Parolen der NS-Propaganda nicht nur opportunistisch folgten, sondern von ihnen überzeugt waren bzw. wurden. Die strittige Frage lautete: Waren diese Menschen „Verführte“, Opfer einer gigantischen Manipulation durch eine „faschistische“ Sprache und einen entsprechenden zentral gelenkten „Sprachapparat“? Oder stimmten sie den sprachlich und symbolisch von den Nazis⁶ propagierten Inhalten aus prä-figurierten Überzeugungen zu, die jetzt ihren offenen, weil durch das Regime „legalisierten“, sprachlichen Ausdruck in den Vorgaben der NS-Propagandasprache bekamen? Die marxistisch orientierten WissenschaftlerInnen lehnten die Manipulationsthese eher ab. Sie waren der Auffassung, die Nationalsozialisten hätten aus ihren Absichten nie einen Hehl

3 Mehr noch als andere wissenschaftliche Disziplinen war die Sprachwissenschaft eine Männerdomäne. Eine explizite feministische Sprachwissenschaft entwickelt sich, angeregt durch die Werke Judith Butlers (performative Praxen), erst in den letzten zwei Jahrzehnten. Siehe den Beitrag von Gloria Schmid in diesem Heft. Kritik von Frauen an der patriarchalen Sprache gab es freilich schon immer. In den Werken von Hannah Arendt und anderen Philosophinnen und Sozialwissenschaftlerinnen wurde implizit über Sprache nachgedacht.

4 Z.B. fast alle Mitglieder der „Frankfurter Schule“.

5 So z.B. Hannah Arendt in ihrem Buch „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“, Frankfurt/M. 1955, in dem Abschnitt „Totalitäre Propaganda“, S. 508ff.

6 In der aktuellen Debatte über diskriminierende bzw. nicht-diskriminierende Sprache wird der Gebrauch des Wortes „Nazi“ als diskriminierende Bezeichnung kritisiert. Dem stimme ich zu, sofern jemand, der kein „Nazi“ ist, damit bezeichnet wird, oder wenn alle, die montags in Dresden bei PEGIDA mitlaufen pauschal „Nazis“ genannt werden. Ich verwende den Begriff für sich selbst so nennende Nationalsozialisten der Jahre bis 1945, für die in Wort und Tat mit ihnen übereinstimmenden und für die, die nach 1945 deren Denken und Sprechen, teilweise auch deren Handeln, beibehalten haben oder es als Angehörige nachgeborener Generationen übernehmen haben bzw. es heute übernehmen. Eine Gleichsetzung mit dem pauschal diskriminierenden „Nafri“ halte ich für sachlich/inhaltlich nicht für gerechtfertigt.

gemacht und nach dem Machtantritt sofort und zügig mit der Umsetzung ihres „Programms“ begonnen. Manipulation beruhe aber auf der Absicht und der Methode der Täuschung. Auch könne man nicht von einem „Verfall“ oder gar einer „Barbarisierung“ des Deutschen reden, weil diese Sprache hasserfüllter Diskriminierung und Ausgrenzung auf der einen und mythologisierender Selbsterhöhung auf der anderen Seite, das „völkische“ Denken, Sprechen und Handeln, nicht von den Nazis erfunden, sondern von ihnen lediglich gebündelt und zugespitzt worden sei. Andere, mehr dem bürgerlich-liberalen Denken anhängende WissenschaftlerInnen beklagten den „Absturz“ von den „Höhen“ einer international führenden „Kultursprache“ in die Niederungen einer menschenverachtenden demagogischen Politik, den sie in dem Bild von „Verführern und Verführten“ sich und anderen fassbar machen wollten. Diese beiden Erklärungsmuster markieren zwar Positionen, die oft aber nur unterschiedliche Gewichtungen in ein und demselben Nachdenken waren und sich nicht gegenseitig ausschlossen.

In den ersten Jahren nach dem Ende des NS-Staates ging es den Sprachkritikern um die Frage, was mit der deutschen Sprache im NS-Staat geschehen ist. Wurde sie „missbraucht“, „besetzt“, „gestohlen“ oder war sie „Wegbereiterin“? Wurde sie substantiell oder nur partiell verändert?, dauerhaft bzw. irreversibel oder nur temporär? Gab es eine von den Nationalsozialisten geschaffene spezielle Sprache? Gab es eine Sprache des „Widerstands“?, eine der „Anpassung“?, eine „listige“ Sprache, die sich taktisch „zwischen Anpassung und Widerstand“ bewegte? Und schließlich die Kardinalfrage: War die Sprache der Herrschenden die herrschende Sprache? Diese Fragen und ihre Beantwortungen schlossen einander nicht prinzipiell aus. Sie ergänzten sich, widersprachen sich, durchkreuzten sich, zielten auf unterschiedliche Aspekte des gemeinsamen Bezugspunktes: Sprache und Sprechen im nationalsozialistischen Deutschland.

Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurde im Sommer 1945 von einigen Intellektuellen als Kritik an der Sprache im NS-Staat begonnen und blieb über Jahrzehnte der Focus der sprachwissenschaftlichen Diskurse in beiden deutschen Staaten. Die Auseinandersetzung wurde zwar über den engeren Kreis der Akteure hinaus in „interessierten Bevölkerungskreisen“ wahrgenommen. Die große Mehrheit der Deutschen in den Westzonen bzw. der späteren Bundesrepublik und in der sog. Sowjet- oder Ostzone bzw. der späteren DDR verweigerte sich aber jeder selbstkritischen Reflexion. Diese Verweigerung wurde mit dem „Überlebenskampf in der großen Not der Zeit“ gerechtfertigt. Dafür wurde ein ganzes System spezieller Sprachregelungen zur Vermeidung der Thematisierung der Verstrickung, Komplizenschaft und Mittäterschaft (Hannah Arendt) mit den Verbrechern der NS-Gewaltherrschaft entwickelt, mit dem sich

die Deutschen in Bausch und Bogen zu Opfern sprachlicher Verführung der NS-Propaganda und zu Opfern von „Gewaltherrschaft und Krieg“ stilisierten. An dieser Sprachpolitik waren u.a. die kirchlichen Wohlfahrtsverbände und Hilfsorganisationen und das Deutsche Rote Kreuz, die im NS-Staat in dessen Bevölkerungspolitik verstrickt waren (bis 1948 auch im „Osten“) aktiv beteiligt.⁷ Die Erinnerung an die Sprache der „Übereinstimmung, der Zustimmung, der Anpassung“ sollte aus dem öffentlichen Bewusstsein getilgt werden. Für die zwei Jahrzehnte von 1945 bis 1965 ist das auch weitgehend gelungen.

Im „Osten“ wurde die sprachkritische „Aufarbeitung“ mit der Veröffentlichung von Victor Klemperers „LTI – Notizbuch eines Philologen“ im Januar 1947 begonnen. LTI ist das Zeichen für die *Lingua Tertii Imperii*, wie Klemperer die „Sprache des Dritten Reichs“ nannte. Auf der ersten Seite seines „Notizbuches“, begründete er sein Vorhaben, diese Sprache in ihren Formen als Alltags- und Propagandasprache aufzuzeichnen und sie als Philologe zu kommentieren. „Wie viele Begriffe und Gefühle hat sie geschändet und vergiftet“, heißt es dort. Es werde lange dauern, bis die Wirkungen der NS-Herrschaft verschwinden: „... denn zu verschwinden hat ja nicht nur das nazistische Tun, sondern auch die nazistische Gesinnung, die nazistische Denkgewöhnung und ihr Nährboden: die Sprache des Nazismus“.⁸ Die „nazistische Denkgewöhnung“ führte Klemperer in erster Linie auf einen bestimmten Gebrauch der Sprache zurück. Die Sprache „dichtet und denkt nicht nur für mich“, schrieb er, „sie lenkt auch meine Gefühle, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewußter ich mich ihr überlasse. Und wenn nun die gebildete Sprache aus giftigen Elementen gebildet oder zur Trägerin von Giftstoffen gemacht worden ist? Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da. Wenn einer lange genug für heldisch und tugendhaft: fanatisch sagt, glaubt er schließlich wirklich, ein Fanatiker sei ein tugendhafter Held und ohne Fanatismus könne man kein Held sein. Die Worte fanatisch und Fanatismus sind nicht vom Dritten Reich erfunden, es hat sie nur in ihrem Wert verändert und hat sie an einem Tage häufiger gebraucht als andere Zeiten in Jahren. Die nazistische Sprache weist in vielem auf das Ausland zurück, übernimmt das meiste andere von vorhitlerischen Deutschen. Aber sie ändert Wortwerte und Worthäufigkeiten, sie macht zum

7 Vgl. dazu Kappeler, Manfred, 2017, *Übereinstimmung – Zustimmung – Anpassung – Widerstand. Soziale Arbeit der Kirchen während der NS-Zeit*. Veröffentlichung des Manuskripts in Vorbereitung (Kohlhammer-Verlag).

8 Klemperer, Victor, 1947, *LTI – Notizbuch eines Philologen*, S. 7, Berlin.

Allgemeingut, was früher einem einzelnen oder einer winzigen Gruppe gehörte, sie beschlagnahmt für die Partei, was früher Allgemeingut war, und in alledem durchtränkt sie Worte und Wortgruppen und Satzformen mit ihrem Gift, macht sie die Sprache ihrem fürchterlichen System dienstbar, gewinnt sie an der Sprache ihr stärkstes, ihr öffentlichstes und geheimstes Werbemittel.“⁹

An dieser Auffassung Klemperers ist aus triftigen Gründen viel Kritik geübt worden. Utz Maas, der sich in seiner Studie zur Sprache des Nationalsozialismus¹⁰ eingehend mit Klemperers Sprachkritik befasst, kritisiert, dass dieser die LTI mit Vorstellungen und Begriffen „aus der organischen Pathologie“ beschreibt: z.B. „Sprachkrankheit“, „Infektion“, „Seuche“, „nazistisches Gift“, Phrasen, die „betrunken“ machen und „geistige Umnebelung“ bewirken, „umnebelndes Rauschgift“ und Hitler infiziere gar „den deutschen Volkskörper“.¹¹ Dieses Erklärungsmodell betrachte die die LTI Sprechenden einseitig als ihre Opfer und spreche sie von der Verantwortung für ihr Sprechen und damit von Schuld frei. Man kann diese Kritik noch zuspitzen mit der Feststellung, dass Klemperer selbst mit der Anwendung der pathologisierenden Pathologensprache auf ein soziales Phänomen wie die Sprache, gesellschaftliche Ursachen und politisches Handeln biologisiert hat, was die Nazis mit ihrem sozialrassistischen Programm selbst extensiv betrieben haben. Klemperer gibt damit eines von vielen Beispielen für die Tatsache, dass angewandte Sprachkritik in ihrem Vollzug, wenn sie sich nicht gleichzeitig kritisch gegen sich selbst, genauer gegen ihren Anwender, richtet, kritikwürdige Sprache produziert oder gar die kritisierte Sprache reproduziert. Da Sprachkritik nur in und mit der Sprache erfolgen kann, hat sie es notwendiger Weise auch immer mit sich selbst zu tun. Das gilt auch für die AutorInnen dieses Hefes.

Die Kritik an Klemperer schmälert aber nicht die bis in die unmittelbare Gegenwart reichende Wirkung seiner Auseinandersetzung mit der Sprache im Nationalsozialismus. Viele seiner Beobachtungen bestätigen sich aktuell wieder, z.B. in den Reden des US-amerikanischen Wahlkampfes, auf den „Massenkundgebungen“ von PEGIDA und in den populistischen Kommentaren zur „Flüchtlingskrise“ (selbst so ein „Wort“). Es muss bei der Kritik an Klemperer auch bedacht werden, dass LTI, worauf Maas hinweist, „als erschütterndes Dokument des Lebens unter dem Nationalsozialismus“ gelesen werden sollte und

9 A.a.O., S. 21f.

10 Maas, Utz, 1984, „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“ – Sprache im Nationalsozialismus, Opladen 209ff.

11 A.a.O., S. 214.

die sprachkritische Arbeit unter diesen Bedingungen für den Autor vermutlich auch die Funktion eines „Abwehrmechanismus“ und einer „Überlebensstrategie“ gehabt hat. Wie scharfsinnig und zugleich widersprüchlich Klemperer als Philologe aktuelle Sprachentwicklungen registrierte und beurteilte, zeigt sich in seiner Kritik an dem Wort/Begriff „Entnazifizierung“, mit dem die Deutschen sofort das im März 1946 vom Alliierten Kontrollrat erlassene „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“¹² belegten, das ja auch eine sprachpolitische Dimension hatte. Im Vorwort zu „LTI“ schreibt Klemperer, dass die NS-Sprache „der distanzierenden Vorsilbe ent einigen Zuwachs“ gebracht habe:

„Fenster mußten vor der Fliegergefahr verdunkelt werden, und so ergab sich die tägliche Arbeit des Entdunkelns. Hausböden durften bei Dachbränden den Löschenden kein Gerümpel in den Weg stellen, sie wurden entrümpelt. Neue Nahrungsquellen mußten erschlossen werden: die bittere Roßkastanie wurde entbittert ... Zur Bezeichnung der notwendigen Gegenwartsaufgabe hat man eine analog gebildete Wortform allgemein eingeführt: am Nazismus ist Deutschland fast zugrunde gegangen; das Bemühen, es von dieser tödlichen Krankheit (!) zu heilen, nennt sich heute Entnazifizierung.“¹³

Klemperer bezeichnet es als ein „scheußliches Wort“ und hofft, dass es „eines Tages“ versunken sein wird, „weil der Zustand, den es beenden sollte, nicht mehr vorhanden ist.“¹⁴ Mit dieser Funktionsbeschreibung von „Entnazifizierung“ lag er allerdings falsch. Die Umetikettierung des Gesetzstitels durch die Deutschen in „Entnazifizierungsgesetz“, die bis heute gehalten hat und auch von kritischen AutorInnen kritiklos verwendet wurde und wird, neutralisierte erfolgreich die Intentionen des obersten Gremiums der „Siegermächte“, die von der Mehrheit der Deutschen eben nicht als „Befreier“ erlebt wurden. Die Arbeit der dieses Gesetz anwendenden Spruchkammern wurde als Ausdruck von „Siegerjustiz“ verstanden, der man sich mit allen Mitteln entziehen wollte, darunter der berühmt-berüchtigte „Persilschein“ (in der Bedeutung eines Waschmittels zur Säuberung schmutziger Kleidung). „Entnazifizierung“ wurde damals so gebraucht wie das Wort „Entlausung“. So hat das Wort „Entnazifizierung“ genau die entgegengesetzte Bedeutung als die ihm von Klemperer zugeschriebene und auch das Gegenteil von dem bewirkt, was Viktor Klemperer 1946 als die „Gegenwartspflicht“ dieses Wortes angenommen hat.

12 Gesetz 104 des Alliierten Kontrollrats zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946.

13 Klemperer, a.a.O., S. 7.

14 Ebenda.

Max Horkheimer hatte 1950, noch vor seiner Rückkehr aus dem Exil, den „Mißerfolg des Entnazifizierungsprogramms“ auf seine „Institutionalisierung“ zurückgeführt, die schon in der Bezeichnung zum Ausdruck komme. Das Programm habe das Gegenteil von dem erreicht, was es erreichen sollte: die „Mehrheit der Deutschen, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierte“, schrieb er, „(ist) heute besser daran als jene, die sich vom Faschismus fernhielten.“ Die allermeisten „Entnazifizierten“ hätten ihre Stellen in Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung behalten, aber nur wenige derjenigen, die im Widerstand gegen das Regime ihr Leben riskiert hätten, seien nun im öffentlichen Dienst oder besetzten „akademische Positionen.“ „Der ehemalige Nazi glaubt, daß er jetzt nachträglichen und stichhaltigen Grund hat, seinen Haß auf jene Deutschen zu rechtfertigen, die sich anders verhielten oder opponierten.“¹⁵ „Entnazifizierung“ ist eine Wortschöpfung der unmittelbaren „Nachkriegszeit“. Dieses Wort steht für den ganzen Komplex der „unbewältigten Vergangenheit“ – als könnte man diese Vergangenheit je „bewältigen“ oder „aufarbeiten“. Worte wie „Stunde Null“, „Nachkriegszeit“, „die Zeit der großen Not“ etc. sind Euphemismen, die im Sprechen vieler Deutscher über die NS-Schreckensherrschaft, auch in behördlichen „Verlautbarungen“ und in Stellungnahmen von Verbänden und Parteien, gerne und oft verwendet wurden und teilweise heute noch verwendet werden. „Der Euphemismus, der Gebrauch des harmlosen Wortes verdankt sich der Scheu, das Furchtbare zu nennen“, die „krasse Wirklichkeit“ sprachlich zu „beschwichtigen“ schrieb Horkheimer 1961.¹⁶ In einem Vortrag vor dem „Koordinierungsrat für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ sagte Adorno im Herbst 1959 zu der Frage, „Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit“:

„Sie geht von einer Formulierung aus, die sich während der letzten Jahre als Schlagwort höchst verdächtig gemacht hat. Mit Aufarbeitung der Vergangenheit ist in jenem Sprachgebrauch nicht gemeint, daß man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewußtsein. Sondern man will einen Schlußstrich darunter ziehen und womöglich es selbst aus der Erinnerung wegwischen.“¹⁷

In den „Westzonen“ begann die öffentliche Auseinandersetzung mit der Sprache des Nationalsozialismus im November 1945 mit der Rubrik „Aus dem Wörterbuch

15 Horkheimer, Max, Lehren aus dem Faschismus, in: Ders., 1985, Gesammelte Schriften Band 8, S. 33f.

16 Horkheimer, Max, Über das Vorurteil, in: Horkheimer/Adorno, 1984, Sociologica – Reden und Vorträge, Frankfurt/M., S. 87.

17 Adorno, Theodor, W., Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Ders., 1963, Eingriffe – Neun kritische Modelle, Frankfurt/M., S. 125ff.

des Unmenschen“ in der 1. Nummer der Monatszeitschrift „Die Wandlung“¹⁸. An diesem Wörterbuch, einer kommentierten Sammlung von Worten/Begriffen, die von den Autoren als typisch für die NS-Sprache ausgewählt wurden, entzündete sich eine Auseinandersetzung, an der sich im Laufe der Jahre Vertreter aller sprachwissenschaftlichen Richtungen in Westdeutschland beteiligten. Sie zog sich mit einem Schwerpunkt in den 60er Jahren, über zwei Jahrzehnte hin und fand noch bis in die 80er Jahre starke Beachtung in sprachwissenschaftlichen Forschungsarbeiten.

Die Autoren schreiben in der „Vorbemerkung“ im November 1945:

„Der Verderb der Sprache ist der Verderb des Menschen. Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich. So hat der Mensch auch als Unmensch seinen Wortschatz, seine eigentümliche Grammatik und seinen eigentümlichen Satzbau. Sie ist – leider – keine fremde Sprache, aber dieses Wörterbuch hat eine Aufgabe, die derjenigen der übrigen und gewöhnlichen Wörterbücher genau entgegengesetzt ist: es soll uns diese Sprache fremd machen.“¹⁹

Die Autoren untersuchten das jeweilige Wort zunächst philologisch in einem Abschnitt Worterklärung und schilderten dann in einem zweiten Teil die Anwendung, den Gebrauch dieses Wortes in der Praxis. Das von Dolf Sternberger kommentierte zweite Wort im „Wörterbuch“²⁰ war das in der Sozialen Arbeit in fast allen ihren Bereichen und in vielfältigen Bezügen gebrauchte Wort „Betreuung“²¹. An ihm soll im Folgenden die Methode dieser Sprachkritik exemplarisch dargestellt werden.

Zur „Wortklärung“: Der Wortstamm „Treue“ mit den Bedeutungen „Treu sein, treu bleiben, die Treue halten“ bezogen auf Jemand (einen oder mehrere Menschen), eine gute Sache, einen Grundsatz, eine Institution, bezeichne ein „menschliches Verhalten und Verhältnis“, das dem „Unmenschen“ nicht passte. Für ihn habe sich die „dringende Notwendigkeit“ ergeben, „ein recht kräftiges“ und dazu „transitives“ Tätigkeitswort „zu bilden oder hervorzusuchen“ mit dem der „Jemand schärfer angepackt“ werden konnte: „Treuen ging nicht – es käme ja ungefähr auf ‘lieben’ und ‘schützen’ hinaus und dabei fehlte noch die rechte

18 Die Wandlung, Nr. 1/November 1945, Heidelberg. Herausgegeben von Dolf Sternberger unter Mitwirkung von Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber. Gemeinschaftsprojekt der Heidelberger Verlage Lambert Schneider, Carl Winter, Universitätsverlag.

19 A.a.O., S. 7.

20 Damit ist im Folgenden immer das „Wörterbuch des Unmenschen“ gemeint.

21 Veröffentlicht in „Die Wandlung“ Heft 2 des 1. Jahrgangs 1945/46.

Gewalt. Die Vorsilbe half.“ Dieses be- drücke die „Unterwerfung des Gegenstands“ aus, so Sternberger, und darauf komme es an: „Dieses ‘be-’ gleicht einer Krallenpfote, die das Objekt umgreift und derart erst zu einem eigentlichen und ausschließlichen Objekt macht. Muster und Vorgänger sind: Beherrschen und Betrügen, Beschimpfen und Bespeien, Bestrafen, Benutzen, Beschießen und Bedrücken, auch Belohnen und Beruhigen“. Diese überwiegend schrecklichen Worten, be-zeichnen, mit Ausnahme von „Beschießen“, Handlungen, die alle im Zeichen von „Be-treuung“ bzw. als „Be-treuung“ in der Sozialen Arbeit anzutreffen waren und sind (hier und da, mal mehr, mal weniger, zzt. eher weniger). Das Wort „Be-treuung“, wie es im NS-Staat gebraucht wurde, löste bei Sternberger eine Assoziationsfolge von Handlungen/Bedeutungen aus, die er allerdings nur als „Muster“ und „Vorgänger von „Betreuung“ interpretierte, so dass ihm deren Zugehörigkeit zu „Betreuung“ entging. Ihr Gemeinsames liegt in der Vor-Silbe be-, die in diesem Gebrauch die Bedeutung von Fremdbestimmung hat, die darauf abzielt, die Subjekte zu Objekten von Herrschaft zu machen. „In allen diesen Fällen“, schreibt Sternberger, „wird das Objekt, eben der Jemand, mindestens zeitweilig des eigenen Willens beraubt oder soll des eigenen Willens beraubt werden oder hat seine Freiheit schon verloren wie der Aufgeregte, der darum der ‘Beruhigung’ bedarf oder seine freie Vernunft wird umgangen und für nichts geachtet wie beim Betrügen und Benutzen.“ Sternbergers Sensibilität für die Bedeutungen von Betreuung erweist sich gerade an den auf den ersten Blick „unverdächtigen“ Be-Zeichnungen von Handlungen/Bedeutungen (sie sind Eins, denn die Bedeutungen erweisen sich in den Handlungen) wie „Be-ruhigen“, „Be-schützen“ und „Be-lohnen“. Die von Sternberger richtiggesehene Bedeutung von „Betreuung“ als ein „totales Verhältnis“ („Man betreut jemanden und damit basta!“) kann gerade dadurch total werden, weil ihm alle die aufgezählten Bedeutungen inhärent sind. Sie können dominant werden, bzw. zum Vorschein kommen, wenn das Setting es zulässt, die Totalität strukturell produziert oder gar bewusst anstrebt. Da haben wir „Betreuung“ in „totalen Institutionen“ (Goffman), die in der Sozialen Arbeit bis in die jüngste Vergangenheit dominant waren und vereinzelt immer noch und schon wieder anzutreffen sind.

Zur „Anwendung“: Sternberger beginnt mit sozialen und pädagogischen Orten/Einrichtungen der „Betreuung“, in denen Professionelle als „BetreuerInnen“ arbeiten: Kindergarten und Hort, Schule, Krankenhaus, Landesirrenanstalt, die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) mit ihrem „Hilfswerk Mutter und Kind“. Dann werden andere Bereiche und Institutionen der NS-Gesellschaft einbezogen: Der „Reichsnährstand“ betreut die Bauern, die DAF (Deutsche Arbeitsfront) die Arbeiter. Alle Bereiche der industriellen Wirtschaft werden betreut

von den „Wirtschaftsgruppen“, „Wirtschaftsämtern“, „Rüstungsinspektionen“, die zusammengefasst sind in einem amtlich so genannten „Betreuungsausschuss“. „Die geheime Staatspolizei betreute die Juden [...] und der Führer Adolf Hitler betreute das ganze deutsche Volk.“ Vergessen wurde die „Betreuung“ der Soldaten, die „Truppenbetreuung“, hinter der Front, und die der verwundeten Soldaten, die „Lazarettbetreuung“. Sternberger schildert hier eine Gesellschaft, die in allen ihren Bereichen mit Methoden zentralistischer Steuerung diktatorisch regiert wird und diese Methoden in dem Begriff „Betreuung“ zusammenfasst: „Niemand darf unbetreut bleiben, und zu keiner Zeit seines kurzen Lebens soll der Mensch unbetreut bleiben.“

Der NS-Staat inszenierte sich erfolgreich als „Betreuungsgesellschaft“, in der für jeden (vor) „gesorgt“ ist. In dieser Gesellschaft soll und darf niemand auf die Idee kommen, individuelle Rechte einzuklagen bzw. individuelle Ansprüche zu äußern oder für sich selbst „Liebe, Hilfe und Treue“ erwarten. Die NS-Propagandaparole „Du bist nichts – dein Volk ist alles“ verbunden mit dem moralischen Gebot „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ rechtfertigte umfassend diese Strategie und trug entscheidend zu ihrer Verankerung in den Köpfen der „Be-Treuten“ bei. Sternberger registrierte, dass das öffentlich propagierte Betreuungs-Denken (den Begriff „Ideologie“ verwendet er nicht) schließlich in die Poren des „Privaten“ eindringt: „Wenn erst eines Tages der Gatte die Gattin und die Gattin den Gatten betreut, dann wird endlich auch die Ehe begraben sein.“ Sein Fazit: „Am Ende löscht die Betreuung den Jemand als Jemand, als eigenes Wesen, aus, dem sie gilt oder zu gelten scheint.“ Sternberger beendete seinen Artikel zum Wort/Begriff „Betreuung“ mit der Feststellung:

„Hat man je schon gehört, daß jemand von sich selbst sagte: ‘ich werde von der und der Organisation, von der Schule, der Polizei usw. betreut’? – Nein, das hat man noch nicht gehört, denn diese beiden Dinge vertragen sich nicht miteinander, das ‘Ich’ und das ‘betreut werden’. [...] Im Passiv läßt sich das Verbum nicht in allen Personen durchkonjugieren, jedenfalls nicht in der ersten (ich), kaum in der zweiten (du), aber ohne weiteres in der dritten (er, sie, es), die einen nichts angeht; im Plural geht es überhaupt ganz gut, da ist man ja auch zu mehreren, und auf den Einzelnen, der da (passiv) leidet, kommt es im Plural nicht so genau an. Daß es in der ersten Person des Singulars nicht geht, das ist gut so. Denn der Unmensch mag es nicht, wenn andere Leute ‘Ich’ sagen.“²²

Gegen seine eigene Erfahrung rettet sich Sternberger zuletzt in die Behauptung, das Innerste des Einzelnen, sein „Ich“, der Sitz des Selbst-Bewusstsein, habe sich

22 A.a.O., S. 166-168.

dem „betreuenden“ Zugriff der „Betreuer“ verschließen bzw. entziehen können. Diese Behauptung entsprang der Hoffnung, dass mit dem Ende des Regimes, der sog. Stunde Null, auch seine Sprache verschwinden werde und ein unbelasteter Neuanfang möglich sei, der bei genauerem Hinschauen sich freilich als die Wunschvorstellung erwies, an die vor 1933 gesprochene Sprache wieder umstandslos anknüpfen zu können.

In der Vorbemerkung zur erweiterten ersten Buchveröffentlichung des „Wörterbuches“ im Jahr 1957 musste Sternberger eingestehen, dass sich diese Hoffnung nicht erfüllt hatte:

„Lange hatten wir geglaubt, dieser gewalttätige Satzbau, diese verkümmerte Grammatik, dieser monströse und zugleich krüppelhafte Wortschatz seien der Ausdruck der Gewaltherrschaft – ihr Ausdruck oder ihre bleckende Maske –, und so würde dies alles auch mit ihr in Trümmer sinken. Es ist auch mit ihr in Trümmer gesunken. Aber kein reines und neues, kein bescheideneres und gelenkigeres, kein freundlicheres Sprachwesen ist erstanden. Sondern der durchschnittliche, ja der herrschende deutsche Sprachgebrauch behilft sich mit diesen Trümmern bis auf unseren Tag. Das Wörterbuch des Unmenschen ist das Wörterbuch der geltenden deutschen Sprache geblieben, der Schrift- wie der Umgangssprache, namentlich, wie sie im Munde der Organisatoren, der Werber und Verkäufer, der Funktionäre von Verbänden und Kollektiven aller Art ertönt. Sie alle haben, so scheint es, ein Stück vom totalitären Sprachgebrauch geerbt, an sich gerissen, aufgelesen oder sonst sich zugeeignet, nur daß die schauerliche Macht daraus gewichen ist. [...] Ringsum wimmelt es von Erfassern, Betreuern, Durchführern und Gestaltern (das waren alles Worte/Begriffe die im „Wörterbuch“ zum Vokabular des „Unmenschen“ gezählt wurden, M.K.) und alle strecken sie ihre klapperdürren Finger aus, um uns die Kehle zuzudrücken. Die einzige Neuerung besteht darin, daß sie vielfach Handschuhe übergezogen haben, die aus Flickchen von feinerem, sanfterem Stoff gemacht sind: das sind die Nachkriegs-Zutaten, aus geistlich-innigem Vorrat entlehnt, das ‘Anliegen’, die ‘Begegnung’, das ‘Gespräch’ (auch diese Worte/Begriffe waren im „Wörterbuch“ auf ihre NS-Konnotationen hin untersucht und als „belastet“ eingestuft worden, M.K.).“

Die Handschuhe bestanden für Sternberger in dem diesen Worten nun vorgesetzten „Echt“: das „echte Anliegen“, die „echte Begegnung“, das „echte Gespräch“.²³ Er bewertete die kosmetisierte Sprache der „Nachkriegszeit“ als Symptom eines „unheiligen Geistes“, der sich „erschreckend“ gut vertrage mit „jenen Überresten aus dem Wortschatz der Gewalt, der Überhebung, der Ungeduld und der Lieblosigkeit“. Das „Übel“ dieser Sprache wirke nach dem Ende der Gewaltherrschaft nicht nur nach, schrieb Sternberger, „es scheint auch von allem Anfang an tiefer gesessen zu haben“, als er und seine Mit-Autoren des „Wörterbuches“ in ihrer

23 A.a.O., S. 7f.

„hoffnungsfrohen Zuversicht“ 1945 angenommen hatten. Wo das „Übel“ seinen Sitz hatte, wie es überhaupt entstehen konnte, erforschten sie auch nach dieser Erkenntnis nicht. Es kam aus der „Tiefe“, von der sie sich schnell wieder abwandten, um es noch einmal zu versuchen.

Ohne Bezugnahme auf das „Wörterbuch“ und seine Autoren, aber doch wie eine Antwort auf sie, liest sich, was Adorno in seiner Sprachkritik am Begriff „Aufarbeiten“ fast zeitgleich zum „Nachleben“ des Nationalsozialismus schrieb:

„Man will von der Vergangenheit loskommen: mit Recht, weil unter ihrem Schatten gar nicht sich leben läßt, und weil dieses Schreckens kein Ende ist, wenn immer nur wieder Schuld und Gewalt mit Schuld und Gewalt bezahlt werden soll; mit Unrecht, weil die Vergangenheit, der man entrinnen möchte, noch höchst lebendig ist. Der Nationalsozialismus lebt nach, und bis heute wissen wir nicht [...] ob die Bereitschaft zum Unsäglichen fortwest in den Menschen wie in den Verhältnissen, die sie umklammern.“²⁴

Dass die „Aufarbeitung der Vergangenheit“ nicht gelinge, dass sie im Gegenteil ihr „Zerrbild“, das „leere und kalte Vergessen“ hervorgebracht habe, liege an dem Fortbestehen – was mehr ist als „Nachleben“ – der gesellschaftlichen Voraussetzungen, die den Faschismus ermöglicht hatten: „Er kann nicht wesentlich aus subjektiven Dispositionen abgeleitet werden“, was nicht bedeutet, dass diese keine Rolle spielen. Aber diese resultieren, jedenfalls bei der Majorität, aus der „Abhängigkeit von Gegebenheiten“, die ihrerseits der „ökonomischen Ordnung“ geschuldet sind, Gegebenheiten, über die die meisten Menschen nichts vermögen, an die sie sich anpassen als an dem „Gegebenen“. Den „Verblendungszusammenhang“ zu durchschauen, schreibt Adorno, erfordere eine „schmerzliche Anstrengung der Erkenntnis“. In der Fortführung seiner Analyse formulierte Adorno 1959 eine Erkenntnis, die einen Hinweis auf die Motivation der Trump-Wähler und der ähnlich Gesinnten in vielen europäischen Ländern der Jetztzeit gibt:

„Die Notwendigkeit solcher Anpassung, die zur Identifikation mit Bestehendem, Gegebenem, mit Macht als solcher, schafft das totalitäre Potential. Es wird verstärkt von der Unzufriedenheit und der Wut, die der Zwang zur Anpassung selber produziert und reproduziert. Weil die Realität jene Autonomie, schließlich jenes mögliche Glück nicht einlöst, das der Begriff von Demokratie eigentlich verspricht, sind sie indifferent gegen diese, wofern sie sie nicht insgeheim hassen. Die politische Organisationsform wird als der gesellschaftlichen und ökonomischen Realität unangemessen erfahren; wie man selber sich anpassen muß, so möchte man, daß auch die Formen des kollektiven Lebens sich anpassen, umso mehr, als man von solcher Anpassung das streamlining des Staatswesens als eines Riesenunternehmens im keineswegs so

24 Adorno, 1963, a.a.O., S. 125.

friedlichen Wettbewerb aller sich erwartet. Die, deren reale Ohnmacht andauert, können das Bessere nicht einmal als Schein ertragen; lieber möchten sie die Verpflichtung zu einer Autonomie loswerden, von der sie argwöhnen, daß sie ihr doch nicht nachleben können, und sich in den Schmelztiegel des Kollektiv-Ichs werfen.“²⁵

Er habe das „Düstere“ übertrieben, schreibt Adorno anschließend, um „eine von der glatten Fassade des Alltags verdeckte Tendenz zu bezeichnen, ehe sie die institutionellen Dämme überspült, die ihr einstweilen gesetzt sind.“²⁶ Adorno begnügte sich nicht mit der Aufklärung der „verdeckten Tendenzen“. Es komme „wesentlich darauf an“, schrieb er, „in welcher Weise das Vergangene vergegenwärtigt wird“. Man dürfe nicht beim „bloßen Vorwurf“ stehen bleiben, sondern müsse „dem Entsetzen standhalten“ und daran arbeiten, „selbst das Unbegreifliche noch zu begreifen.“ Dazu bedürfe es „einer Erziehung der Erzieher“, für die in Deutschland (1959) aber die wissenschaftlichen Grundlagen fehlen würden: die Zusammenarbeit von kritischer Soziologie und Geschichtsforschung, Psychoanalyse, Kriminologie. Der Kriminologie wirft er vor, weit hinter dem „modernen Stand“ zurückgeblieben zu sein und tatsächlich gehörte die während der NS-Zeit betriebene „Kriminalbiologie“ bis in die 60er Jahre in der Bundesrepublik zum kriminologischen „Standard“. Die Pädagogik müsste „anstatt mit Tiefsinn aus zweiter Hand übers Sein des Menschen zu schwafeln, eben der Aufgabe sich annehmen, deren unzulängliche Behandlung man der re-education so eifrig vorwirft.“²⁷ Die von Horkheimer und Adorno geleistete Sprachkritik, die immer auch Ideologiekritik war, zieht sich durch ihr ganzes Werk. Ihr Focus war, wie bei den Autoren des „Wörterbuches“ auch, die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und mit seiner „Aufarbeitung“ in den 50er und 60er Jahren der Bundesrepublik. Für den (selbst)kritischen Umgang mit Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit könnte die von der „Frankfurter Schule“ insgesamt geleistete Sprachkritik wichtige Impulse setzen. In seiner Rede zur Rektoratsübergabe an der Frankfurter Universität am 20. November 1951 hatte Max Horkheimer das „sprachkritische“ Denken der „Kritischen Theorie“, ohne es so zu benennen, in seinen Grundzügen formuliert: „Die Welt heute spricht, für den theoretisch Denkenden, für alle, die mit sozialem Gehör ausgestattet sind, eine deutliche Sprache. Sie zu vernehmen und unermüdlich zu formulieren, ist die Aufgabe des mit Soziologie sich verbindenden philosophischen Denkens.“ Und weiter: „... denn in allem Erkennen steckt ein kritisches, ins Wirkliche treibendes Moment. Es verschwindet nur, wenn das

25 Ebenda, S. 139f.

26 Ebenda.

27 Ebenda.

Erkennen sich zu Rezept und Propaganda verzerrt. Solange es aber seinem eigenen Element die Treue hält, verliert es den Charakter des bloßen Mittels und vermag zur geschichtlichen Kraft zu werden.“²⁸

Die im „Wörterbuch des Unmenschen“ geleistete Sprachkritik konnte die von den Autoren gewünschte Kraft nicht entfalten, weil ihnen die von der „Frankfurter Schule“ entwickelte und durchgeführte spezifische Verbindung von Gesellschaftstheorie, Psychologie und Philosophie, die „Kritische Theorie“, fremd geblieben war, in der Sprachkritik Teil einer Gesellschaftskritik war, die kulturelle Phänomene wie die Sprache immer auch als Hervorbringungen der ökonomischen Strukturen der Gesellschaft begriffen hat und ihre Funktionalität zur Erhaltung bzw. Überwindung von aus ihnen resultierender und sie sichernder Herrschaft zu verstehen suchte.

Weil ihnen dieser Zusammenhang von „Sprache und Gesellschaft“ verborgen blieb, mussten die Autoren der „Wörterbuches“, wenn sie nicht aufgeben wollten, trotzig auf einem „weiter so“ bestehen. In der „Vorbemerkung“ zur erweiterten Ausgabe 1957 heißt es: „Darum versuchen wir’s hier und heute von neuem. Viele Nachfragen haben uns ermuntert, das ‘Wörterbuch des Unmenschen’ nun von neuem und zum ersten Mal in Gestalt eines veritablen Buches erscheinen zu lassen. [...] Möge es helfen, die Augen zu öffnen, das Gehör zu schärfen, die Zungen schamhaft zu machen und ihnen schließlich ihre natürliche (!) Geläufigkeit zurückzugeben! [...] An Zuversicht soll’s uns nicht fehlen.“²⁹ Diese Ziele ihrer Sprachkritik, denen ich mich vorbehaltlos anschließen, konnten mit ihren theoretischen Zugängen und philologischen Methoden nur begrenzt erreicht werden. Oft wurden sie verfehlt und nicht selten in ihr Gegenteil verkehrt. Zehn Jahre später ist die Enttäuschung der Autoren noch größer. In der „Vorbemerkung“ zur abermals erweiterten und um einen Dokumentenanhang zum sprachkritischen Diskurs über das „Wörterbuch“ erweiterten 3. Ausgabe (1968) schrieben sie:

„Das Übel wuchert beharrlich fort, und es ist nachgerade schwer geworden, so zuversichtlich zu bleiben, wie wir es vor zehn Jahren versprochen haben. Wir wollen gleichwohl nicht nachlassen und es mit jenem Wappenspruche der Oranier halten, wonach wir der Hoffnung nicht bedürfen, um etwas zu unternehmen, noch des Erfolges, um durchzuhalten.“³⁰

28 Horkheimer, Max, Zum Begriff der Vernunft, in: Sociologica, a.a.O., S. 204.

29 Ebenda.

30 A.a.O., S. 9ff.

Unbeirrt, trotz des eingestandenen Scheiterns, betrieben die Autoren des „Wörterbuches“ ihre idealistische Sprachkritik weiter. Nun allerdings, genötigt durch teilweise harte Kritik von anderen Sprachwissenschaftlern, mit einer geschärften Argumentation. Während ihr Denken 1957 im Kontext der sog. Rekonstruktionsphase des westdeutschen bzw. westeuropäischen Kapitalismus und des sog. Kalten Krieges den von ihnen beklagten sprachlichen Verhärtungen nicht auf die Spur kam, denken sie 1967 im Kontext der antiautoritären Revolte an den Universitäten, die alle Dimensionen der „spätkapitalistischen Gesellschaft“ thematisierte und für viel öffentliche Unruhe sorgte, verstärkt über „Sprache und Gesellschaft“ nach. Ein Hauptvorwurf gegen die Autoren des „Wörterbuches“ lautete, mit ihrer Sprachkritik lediglich eine „moralische Gesellschaftskritik“ zu betreiben. Dabei würden sie die Sprache/die Worte dämonisieren, indem sie sich an „bösen“ Worten, an einer „bösen“ Sprache abarbeiteten, an die sie die Messlatte einer „guten Sprache“ anlegen würden. Sprache an sich sei aber „unschuldig“. Es könne keine „wertfreie Registrierung“ der Worte einer Sprache durch eine Wissenschaft geben, die ohne „ethische Normen“ die Sprache erforschen wolle, konterte Sternberger. Im „Positivismusstreit“ hatte er sich auf die Seite Adornos gestellt, ohne aber dessen Kritik am „falschen Chorismus von Wertfreiheit und Wert“ zu verstehen, die eine Absage an jeden idealistischen Bezug auf „Werte“ beinhaltet:

„Die normativen Probleme steigen auf aus geschichtlichen Konstellationen, die gleichsam von sich aus ihre Änderung stumm, ‘objektiv’ verlangen. Was der historischen Erinnerung nachträglich zu Werten gerinnt, sind in Wahrheit Fragegestalten der Realität [...]. Nicht ließ als Wert abstrakt sich dekretieren, daß alle Menschen zu essen haben müßten, solange die Produktivkräfte nicht zur Befriedigung der primitiven Bedürfnisse aller hinreichten. Wird jedoch in einer Gesellschaft, in der Hunger angesichts vorhandener und offensichtlich möglicher Güterfülle jetzt und hier vermeidbar wäre, gleichwohl gehungert, so verlangt das Abschaffung des Hungers durch Eingriff in die Produktionsverhältnisse. Dies Verlangen springt aus der Situation, ihrer Analyse nach allen Dimensionen heraus, ohne daß es dazu der Allgemeinheit und Notwendigkeit einer Wertvorstellung bedürfte.“³¹

In diesem Text, im Jahr seines Todes geschrieben, setzt sich Adorno auch mit der positivistischen Sprachkritik Wittgensteins und des „Wiener Kreises“ um Rudolf Carnap auseinander. Dabei weist Adorno besonders auf die „nicht-sprachlichen Momente der Erkenntnis, die sinnlichen Daten etwa“ hin, die in der Auffassung

31 Adorno, Theodor. W., Einleitung, in: Maus, Heinz und Fürstenberg, Friedrich, Hrsg., 1969, Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, S. 74f. Zur Erinnerung: An dem Streit waren Adorno, Dahrendorf, Pilot, Albert, Habermas und Popper beteiligt, die alle in dem Buch *zu Wort kommen*.

von Sprache als „in sich geschlossenem Immanenzzusammenhang“ zwar vermittelt sei, deren Bedeutung aber nicht gesehen werde. Immer seien Sprache und Nichtsprachliches aufeinander bezogen:

„Der Doppelcharakter der Sprache prägt sich darin aus, daß sie [...] Objektivität einzig durch die subjektive Intention hindurch gewinnt. Nur wer, was er subjektiv meint, so genau ausdrückt wie nur möglich, willfahrt der Objektivität der Sprache und kräftigt sie, während jeder Versuch, sich auf das Ansichsein der Sprache gleich wie auf ihr ontologisches Wesen zu verlassen, im schlechten Subjektivismus der Hypostase sprachlicher Figuren verendet. [...] Weil Wissenschaft dogmatisch zu einer Objektivität gemacht wird, die nicht durch das Subjekt hindurchgegangen sein soll, wird der sprachliche Ausdruck bagatellisiert. Wer immer Sachverhalte als Ansichseiendes, ohne subjektive Vermittlung setzt, dem wird die Formulierung gleichgültig, auf Kosten der vergötzten Sache.“³²

Seine Überlegungen zur Sprachkritik schließt Adorno mit dem Satz ab: „Der magische Zirkel der Sprachreflexion wird nicht durchbrochen durch Rückgriff auf krude fragwürdige Begriffe wie den des unmittelbar ‘Gegebenen.’“³³ Solche scheinbar „unmittelbar gegebenen“ Begriffe finden sich allenthalben in der Sozialen Arbeit: Hilfe, Maßnahme, Familie, Betreuung, Mensch, Menschenwürde etc. werden so benutzt, als sei ihre Bedeutung im „Ursprung“ des Wortes enthalten, also mit ihm selbst „gegeben“, jenseits ihrer jeweils historisch und gesellschaftlich bestimmten „Verwendung“ bzw. „Anwendung“.

Die Sprachkritik der Autoren des „Wörterbuches“ blieb in dem „magischen Zirkel der Sprachreflexion“ gefangen, weil sie die Sprache als ein dem Menschen vor aller Geschichte und jenseits seines je bestimmten gesellschaftlichen Lebens von der „Natur“, der „Schöpfung“, von „Gott“ „Gegebenes“ betrachteten und ihre „Abirrungen“ an der Differenz zum vorausgesetzten „Ursprung“ glaubten messen/bewerten zu können.

Den historisch-materialistischen und dialektischen Kontrapunkt zu allen idealistischen Sichtweisen auf Sprache, setzten Marx und Engels 1845/46 in der „Deutschen Ideologie“:

„Der ‘Geist’ hat von vornherein den Fluch an sich, mit der Materie ‘behaftet’ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt. Die Sprache ist so alt wie das Bewußtsein, – die Sprache ist das praktische, auch für andere Menschen existierende, also auch für mich selbst existierende, wirkliche Bewußtsein, und die Sprache entsteht, wie das Bewußtsein, erst aus dem Bedürfnis, der Notdurft des Verkehrs mit anderen Menschen. [...] Das Bewußtsein ist also von

32 A.a.O., S. 28.

33 A.a.O., S. 65.

vornherein schon ein gesellschaftliches Produkt und bleibt es, so lange überhaupt Menschen existieren.“³⁴

Das Auseinanderfallen von „Wesen und Erscheinung“ resultiert nach Marx aus der Teilung der Arbeit:

„Die Teilung der Arbeit wird erst wirkliche Teilung von dem Augenblicke an, wo eine Teilung der materiellen und geistigen Arbeit eintritt. Von diesem Augenblicke an kann sich das Bewußtsein wirklich einbilden, etwas anderes als das Bewußtsein der bestehenden Praxis zu sein, wirklich etwas vorzustellen, ohne etwas Wirkliches vorzustellen – von diesem Augenblicke an ist das Bewußtsein imstande, sich von der Welt zu emanzipieren und zur Bildung der ‘reinen Theorie’, Theologie, Philosophie, Moral etc. überzugehen. Aber selbst wenn diese Theorie, Theologie, Philosophie, Moral etc. in Widerspruch mit den bestehenden Verhältnissen treten, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse mit der bestehenden Produktionskraft in Widerspruch getreten sind [...]“³⁵

Der Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Produktivkraft markiert die Herrschaft der herrschenden Klasse, deren Gedanken die epochenspezifischen „herrschenden Gedanken“ sind:

„... d.h. die Klasse, welche die herrschende materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht. Die Klasse, die die Mittel zur materiellen Produktion zu ihrer Verfügung hat, disponiert damit zugleich über die Mittel zur geistigen Produktion, so daß ihr damit zugleich im Durchschnitt die Gedanken derer, denen die Mittel zur geistigen Produktion abgehen, unterworfen sind. Die herrschenden Gedanken sind weiter nichts als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse; also die Verhältnisse, die eben die eine Klasse zur herrschenden machen, also die Gedanken ihrer Herrschaft. Die Individuen, welche die herrschende Klasse ausmachen, haben unter anderem auch Bewußtsein und denken daher; insofern sie also als Klasse herrschen und den ganzen Umfang einer Geschichtsepoche bestimmen, versteht es sich von selbst, daß sie dies in ihrer ganzen Ausdehnung tun, also unter anderem auch als Denkende, als Produzenten von Gedanken herrschen, die Produktion und Distribution der Gedanken ihrer Zeit regeln; daß also ihre Gedanken die herrschenden Gedanken ihrer Epoche sind.“³⁶

Von hier aus kommt Marx zur Analyse der Widersprüche im Denken (und damit auch im Sprechen) der herrschenden Klasse selbst, wie sie sich z.B. im Denken so unterschiedlicher Fraktionen der Bourgeoisie wie Liberale und Konservative nach wie vor darstellen:

34 Marx, Karl und Engels, Friedrich, Die deutsche Ideologie, in: Karl Marx, 1932, Der historische Materialismus – Die Frühschriften, Leipzig, S. 20ff.

35 Ebenda,

36 A.a.O., S. 37ff.

„Die Teilung der Arbeit, die wir schon oben als eine der Hauptmächte der bisherigen Geschichte voranden, äußert sich nun auch in der herrschenden Klasse als Teilung der geistigen und materiellen Arbeit, so daß innerhalb dieser Klasse der eine Teil als die Denker dieser Klasse auftritt, (die aktiven konzeptiven Ideologen derselben, welche die Ausbildung der Illusion dieser Klasse über sich selbst zu ihrem Hauptnahrungszweige machen), während die anderen sich zu diesen Gedanken und Illusionen mehr passiv und rezeptiv verhalten, weil sie in der Wirklichkeit die aktiven Mitglieder dieser Klasse sind und weniger Zeit dazu haben, sich Illusionen und Gedanken über sich selbst zu machen. Innerhalb dieser Klasse kann diese Spaltung derselben sich sogar zu einer gewissen Entgegensetzung und Feindschaft beider Teile entwickeln, die aber bei jeder praktischen Kollision, wo die Klasse selbst gefährdet ist, von selbst wegfällt, wo denn auch der Schein verschwindet, als wenn die herrschenden Gedanken nicht die Gedanken der herrschenden Klasse wären und eine von der Macht dieser Klasse unterschiedene Macht hätten.“³⁷

Damit hatte Marx die Grundlage für eine historisch-materialistische und dialektische Sprachkritik geschaffen, für die er im gleichen Gedankengang ein Exempel lieferte:

„Löst man nun bei der Auffassung des geschichtlichen Verlaufs die Gedanken der herrschenden Klasse los, verselbständigt man sie, bleibt dabei stehen, daß in einer Epoche diese und jene Gedanken geherrscht haben, ohne sich um die Bedingungen der Produktion und um die Produzenten dieser Gedanken zu kümmern, läßt man also die den Gedanken zugrunde liegenden Individuen und Weltzustände weg, so kann man z.B. sagen, daß während der Zeit, in der die Aristokratie herrschte, die Begriffe Ehre, Treue etc., während der Herrschaft der Bourgeoisie die Begriffe Freiheit, Gleichheit etc. herrschten. Die herrschende Klasse selbst bildet sich dies im Durchschnitt ein. Diese Geschichtsauffassung, die allen Geschichtsschreibern seit dem 18. Jahrhundert gemeinsam ist, wird notwendig auf das Phänomen stoßen, daß immer abstraktere Gedanken herrschen, d.h. Gedanken, die immer mehr die Form der Allgemeinheit annehmen. Jede neue Klasse nämlich, die sich an die Stelle einer vor ihr herrschenden setzt, ist genötigt, schon um ihren Zweck durchzuführen, ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft darzustellen, d.h. ideell ausgedrückt: ihren Gedanken die Form der Allgemeinheit zu geben, sie als die einzig vernünftigen, allgemein gültigen, darzustellen.“³⁸

Dass sich mit ihrer 1968 erfolgten Bezugnahme auf Gesellschaft am idealistischen Verständnis von Sprache bei den Autoren des „Wörterbuches“, trotz ihrer Kritik am Positivismus, von 1945 bis 1968 nichts wesentliches geändert hatte, vermerkte auch Lutz Winckler in seiner 1970 veröffentlichten Studie: „Zwar soll nach Dolf Sternberger Sprachkritik gerade auch die gesellschaftliche Bedingung

37 Ebenda.

38 Ebenda.

von Sprache reflektieren: ‘Der kritische Widerstand der Sprachkritiker gilt dem Wort und der Wendung, im selben Atemzug aber auch den Verhältnissen, die sich darin aussprechen’ (Sternberger). Doch kennt Sternberger anscheinend nur gute oder böse, schlechtweg menschliche oder unmenschliche Verhältnisse. Da die Menschlichkeit, die Sternberger fordert, nicht der wirklichen Gesellschaft, sondern der moralischen Einstellung zu ihr entspringt, fällt die Aufgabe, die humane Wirklichkeit zu schaffen, folgerichtig der Sprache zu.“³⁹ Diesen Hinweis auf die begrenzte Reichweite idealistischer Sprachkritik gilt es ernst zu nehmen, auch und gerade wenn ihr Gegenstand Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit ist.

Die Klagen über die Erfolglosigkeit ihrer Sprachkritik in den Ausgaben von 1957 und 1968 sind offensichtlich Ausdruck einer großen Enttäuschung der Autoren des „Wörterbuches“, die ihnen freilich nicht von „außen“ bereitet wurde, wie sie glaubten, sondern das Ergebnis einer Selbsttäuschung war. Das belegt ihre Auffassung, die von ihnen beschriebenen Wörter seien Schöpfungen des im Nationalsozialisten verkörperten „Unmenschen“, quasi ohne Vorgeschichte, gewesen und würden mit dessen Untergang aus der deutschen Sprache wieder verschwinden, also auch kein Hernach haben. Ohne gesellschaftlichen und historischen Bezug konnten sie der Sprache im Nationalsozialismus nicht „auf ihren Grund“ kommen. Mit Marx könnte man fragen, ob die enormen sprachpolitischen Anstrengungen der Nationalsozialisten, eine „einheitliche Sprache der deutschen Volksgemeinschaft“ zu schaffen, nicht der Versuch waren, mit ihr die „herrschenden Gedanken“ als die Gedanken der Allgemeinheit (eben in der Gestalt der „Volksgemeinschaft“) durchzusetzen, und ob, nach dessen von außen herbeigeführtem Ende, in den vergangenen Jahrzehnten diese „Allgemeinheit“ in einer zwar „demokratisierten“, in ihren ökonomischen Grundlagen aber ungebrochen kapitalistischen Gesellschaft wieder einen fatalen Grad erreicht hat, wie Horkheimer und Adorno ihn in ihrer viel geschmähten Kritik der Kulturindustrie in den 60er Jahren m.E. weitgehend zutreffend dargestellt haben.

Max Horkheimer brachte die Unfähigkeit bürgerlich-liberaler Intellektueller, den Nationalsozialismus zu begreifen, in seinem im September 1939 geschriebenen Text „Die Juden in Europa“ mit einem Satz „auf den Begriff“: „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen.“⁴⁰ Vom

39 Winckler, Lutz, 1970, Studie zur gesellschaftlichen Funktion faschistischer Sprache, Frankfurt/M., S. 22.

40 Horkheimer, Max, 1967, Die Juden in Europa – Autoritärer Staat – Vernunft und Selbsterhaltung, S. 8. Abgedruckt auch in: Horkheimer/Pollock/Neumann/Kirchheimer/Gurland/Marcuse, 1981, Wirtschaft, Recht und Staat im Nationalsozialismus.

Kapitalismus redeten die liberalen Sprachkritiker auch 1967 noch nicht. Dass die herrschende Sprache, unter der sie leiden, die Sprache der Herrschenden ist, die Sprache, die der jeweils auf ihre Art die Krisen der kapitalistischen Gesellschaft „lösenden“ Staatsform „dienen“ muss, wollten sie nicht erkennen. Was Horkheimer über die liberalen Intellektuellen, die ihm im Exil begegneten, sagte, gilt auch für die Sprachkritiker wie Sternberger et al.: Sie erkannten nicht, dass die „totalitäre Ordnung nichts anderes ist als ihre Vorgängerin, die ihre Hemmungen verloren hat.“⁴¹ Und weiter: „Die Lüge von der Gerechtigkeit innerhalb der modernen Gesellschaft, die Lüge von der freien Bahn, die Lüge vom Gottesurteil des Erfolgs, alle Kulturlügen, die das Leben vergiften, sind durchsichtig geworden oder abgeschafft.“⁴² Sie nahmen diese „Lügen“ aber auch 1945 und in den Jahrzehnten danach immer noch für die Wahrheit. Sie brauchten sie geradezu, um das „Wesen“, d.h. die ökonomische Funktion des NS-Staates nicht erkennen zu müssen. So war ihre Sprachkritik nicht Ausdruck und Methode eines auf die gesellschaftlichen Strukturen gerichteten Erkenntnisinteresses, sondern lediglich motiviert durch ihre Trauer über den verlorenen Liberalismus. „Sie weinen der Vergangenheit viele Tränen nach“, schrieb Horkheimer 1939, „Daß es ihnen im Liberalismus besser ging, verbürgt nicht seine Gerechtigkeit.“⁴³

Sie hatten ein elitäres Verständnis von Gesellschaft, das „Herrschaft“ nicht grundsätzlich in Frage stellte, sondern lediglich zwischen „guter“ und „schlechter“ Herrschaft unterschied. Die Herrschaft des „Nazi-Pöbels“ war schlecht. Waren die „Herrschenden“ Angehörige der sog. kulturellen Elite, war auch die Herrschaft gut. Der „Unmensch“ war für die Sprachkritiker des „Wörterbuchs“ die Symbolfigur für die schlechte Herrschaft der Nationalsozialisten. Dass sie mit dieser Figur einen zentralen Topos eben dieser Herrschaft selbst verwendeten, der eigentlich selbst in ihre Sammlung gehört hätte, fiel ihnen nicht auf. Das Handeln von Menschen, wenn es auf brutale Weise gegen Menschenwürde und Menschenrechte verstößt, (die alltäglichen und strukturellen „Verstöße“ werden kaum wahrgenommen) als „unmenschlich“ zu bezeichnen, bringt zwar die Empörung über solches Handeln zum Ausdruck, ist aber ein Widerspruch in sich: das Handeln von Menschen ist, unabhängig davon, wie wir es moralisch-ethisch beurteilen, immer menschliches Handeln. Auf die Zerstörung/Vernichtung der

Analysen des Instituts für Sozialforschung 1939–1942. Hrsg. Helmut Dubiel und Alfons Söllner, Frankfurt/M.

41 A.a.O., S. 8.

42 A.a.O., S. 28f.

43 Ebenda.

physischen und psychischen Integrität von Mitmenschen gerichtetes Handeln als „unmenschlich“ zu bezeichnen, ist mehr als eine Selbst-Bestätigung der eigenen „Menschlichkeit“, es ist eine Abspaltung, die eine kritische Sicht auf das Handeln von Menschen und die von Menschen hergestellten gesellschaftlichen Verhältnisse, auf Herrschaftsverhältnisse, stark begrenzt und die Analyse solchen Handelns erschwert. Die Formel Sternbergers, mit der er in der „Vorbemerkung“ von 1945 die Wahl des Begriffes für den Titel der Sammlung rechtfertigen will: „Denn der Begriff des Menschen schließt die Möglichkeit (und Wirklichkeit) des Unmenschen in sich“, signalisiert eine Ahnung von diesem Widerspruch, löst ihn aber nicht auf, sondern leugnet ihn und befestigt ihn durch die ständige Wiederholung des Begriffs. Damit betreiben die Autoren des „Wörterbuchs“ genau den Vorgang, den sie selbst kritisieren: ein „schlechtes“ Wort öffentlich so lange zu wiederholen, bis es sich in der „Umgangssprache“ durchgesetzt hat und in den kanonisierten „Wortschatz“ aufgenommen worden ist. Gegenwärtig werden solche Vorgänge im öffentlichen Gebrauch der Sprache, zusammengefasst im Begriff des „Post-Faktischen“ (Wort des Jahres 2016) stark diskutiert.

Auf die Wiederherstellung des liberalen Staates und einer liberalen Kultur nach dem Ende des NS-Staates, in der es ihnen wieder „besser“ gehen würde, richtete sich ihre ganze Hoffnung. Kern dieser Hoffnung war der Glaube, dass der liberale Staat in einer liberalen Gesellschaft die Lebensbedingungen aller seiner BürgerInnen humanitär gestalten wolle und werde. Sie träumten so, wie Horkheimer es von den Liberalen im Jahr 1939 gesagt hatte, von einer „Regierung, die mit den Steuern der Unternehmer aus den Objekten der Wohlfahrtspflege Subjekte freier Arbeitsverträge macht“⁴⁴ und sie damit aus dem Status von „Be-Treuten“ befreit.

Wie sehr diese Sprachkritiker im geistigen Horizont des liberalen Bildungsbürgertums befangen waren, dessen Referenzrahmen die Sprache der „Weimarer Klassiker“ und die Sprachtheorien Wilhelm von Humboldts waren, wird, auch an ihrer Idealisierung der Sprache in der Tradition des „Deutschen Idealismus“ in der „Vorbemerkung“ von 1945 deutlich:

„Sprache ist die Gabe allein des Menschen, das verwirrende und befreiende, verräterische und erhellende, ausgreifende und fesselnde, lösende und bindende, selige und gefährliche Medium und Siegel seines Wesens. So viel und welche Sprache einer spricht, soviel und solche Sache, Welt oder Natur ist ihm erschlossen. Und jedes Wort, das er redet, wandelt die Welt, worin er sich bewegt, wandelt ihn selbst und seinen Ort in dieser Welt.“⁴⁵

44 A.a.O., S. 11.

45 Sternberger et al., 1970, S. 7.

Das Spiegelbild der Idealisierung „ihrer“ Sprache war die Dämonisierung der Sprache des „Unmenschen“. Die Sprache, um die sie trauerten und die sie mit ihrer Sprachkritik wieder herstellen wollten, war die Sprache der bildungsbürgerlichen Elite, der sie selbst angehörten, und nicht die „Sprache des deutschen Volkes“, wie sie behaupteten, aber selbst nicht wirklich glaubten. Sie hielten „ihre Sprache“ durchaus für ihr Eigentum, ihren Besitz, an dem sie das „Volk“ nach ihrem pädagogisch und sozialpädagogisch gerechtfertigten Gutdünken, begrenzt auf die „Aufstiegswilligen“, teilhaben lassen wollten. Auch das hat Horkheimer, der selbst ein Repräsentant des Bildungsbürgertums war, sich von seiner Klassenzugehörigkeit aber nicht das Denken verkleistern ließ, 1939 in beeindruckender Klarheit formuliert: „Sie mögen Bildung repräsentieren und von Experten umgeben sein, ihr Bestreben ist ein Widersinn: sie wollen die Schicht, deren partikuläre Interessen wesentlich den generellen zuwiderlaufen, der Allgemeinheit unterordnen.“⁴⁶ Der Sprachwissenschaftler Peter von Polenz schrieb dazu in direkter Kritik an den Autoren des „Wörterbuches“, ihre „Werturteile“ hätten nur eine begrenzte sprachsoziologische Gültigkeit:

„Sie bleiben unwirksam bei der großen Masse derjenigen Sprachteilhaber, die in den entsprechenden Sprech- und Schreibsituationen keine Freiheit der Wahl zwischen dieser und jener Formulierung für den gleichen Sachverhalt haben, also nur einen sprachlichen Gebrauchswert kennen, der jenseits moralischer Wertung steht. Sie können nur denjenigen zugemutet werden, die aufgrund ihrer sprachlichen Bildung und ihrer besonderen beruflichen oder privaten Geistesbeschäftigung die gleichen Sachverhalte auch von anderer Seite her zu sehen gewohnt sind. Es sind Werturteile von 'Gebildeten' für 'Gebildete', die es sich leisten können, sich in bestimmte Sachbereiche zu erheben und bestimmte Stilarten zu vermeiden. Sprachkritik ist hier in der Gefahr, sprachliche Bildungsunterschiede moralisch zu bewerten. Die moralische Bewertung des Sprachkritikers wird gegenstandslos, wenn er den Sprachgebrauch anderer Sprachteilhaber bewertet, ohne sich in deren jeweilige Sprech- und Schreibsituation hineinzuversetzen, ohne ihnen eine brauchbare stilistische Alternative nachzuweisen.“⁴⁷

Für das Vorhaben der „Widersprüche“, mit diesem Heft einen Beitrag zur Sprachkritik in der Sozialen Arbeit zu leisten, hat Polenz mit seiner Kritik am „Wörterbuch des Unmenschen“ einige wichtige Vorgaben gemacht: Woher beziehen wir die Kriterien, die für eine kritische Beurteilung/Bewertung von Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit benötigt werden? – denn Kritik ohne Urteilen gibt es nicht. Selbst dort nicht, wo sie als „kritisches Fragen“ bzw. „Anfragen“

⁴⁶ Horkheimer 1967, a.a.O., S. 11.

⁴⁷ Polenz, Peter von, 1963, Sprachkritik und Sprachwissenschaft. In: Neue Rundschau, Heft 3/1963, Frankfurt/M.

auftritt, steckt in der Frage/Anfrage, wenn sie nicht beliebig sein soll, schon eine bewertende Vermutung. Wie können vorhandene Bildungsunterschiede in der Sozialen Arbeit bezogen auf Sprache und Sprechen ohne zu diskriminieren oder zu privilegieren in ihrer Bedeutung für Sprache und Sprechen thematisiert werden, die allzu oft den Ausgangspunkt für ungerechte Beurteilungen bilden? (Unterschiede der Sprache wie Stil, Wortschatz, Artikulationsfähigkeit/Rhetorik verbunden mit Mimik und Gestik, Körpersprache überhaupt zwischen Angehörigen verschiedener Professionen in der Sozialen Arbeit, zwischen „TheoretikerInnen“ und „PraktikerInnen“, zwischen Professionellen untereinander und in der Hierarchie von Institutionen, zwischen Professionellen und den Menschen, die auf ihre Unterstützung angewiesen sind bzw. ihnen gegen ihren Willen ausgeliefert sind und zwischen diesen Menschen selbst. Hierhin gehören auch die von Professionellen gebrauchten Bezeichnungen wie KlientInnen, ProbandInnen, PatientInnen, AdressatInnen, NutzerInnen etc, die eine sprachliche Unsicherheit/Verunsicherung andeuten und auch einen Streit darüber, wie sprachliche Diskriminierung der Be-Zeichneten durch „angemessene Be-Zeichnungen/Be-Nennungen“ vermieden werden können, wobei in der von Sternberger kritisierten Vorsilbe „be-“ schon das Scheitern dieses Be-Mühens stecken könnte, denn ist nicht jede Be-Zeichnung eines anderen Menschen schon ein asymmetrischer Sprechakt? Und gelingt es uns, bei der kritischen Betrachtung von Sprache und Sprechen der AkteurInnen in der Sozialen Arbeit, uns in deren Sprech- und/oder Schreibsituation „hineinzudenken“, was nicht weniger bedeutet, als den beruflichen Kontext des Sprechenden/Schreibenden mit allem, was dazu gehört, vorurteilslos wahrnehmen zu können? Diese unverzichtbaren Anforderungen an eine Sprachkritik in der Sozialen Arbeit, die darauf zielt, auf Verständigung ausgerichtete Kommunikation (Habermas) zu fördern, ohne die ökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnisse/Bedingungen, unter denen sie stattfindet, auszublenden und unangetastet zu lassen, werden kaum optimal erfüllt werden können. Realistisch ist, sie als Markierungen für den Versuch einer kritischen Annäherung an Sprache und Sprechen in der Sozialen Arbeit zu nehmen.

Die Kritik an der Sprachkritik der Autoren des „Wörterbuchs“ und ihren heutigen NachfolgerInnen bedeutet nicht, ihre Anlässe und ihre Berechtigung grundsätzlich in Frage zu stellen. Der Hinweis auf ihre „gesellschaftsanalytischen Defizite“, schreibt Utz Maas, soll nicht verdecken, „daß in dieser 'Kulturkritik' durchaus der Begriff der Kritik aufgehoben ist.“⁴⁸ Auch diese Kritik richtet sich

⁴⁸ Maas, a.a.O., S. 226.

auf „Verhältnisse“, die, so Maas, „gesellschaftliche Entwicklungspotentiale“ und damit Möglichkeiten von Menschen, die „Verhältnisse“ zu ändern, blockieren. In diesem Sinne bieten die von den Autoren des „Wörterbuches“ kritisierten Wörter/Begriffe, die, wie „Betreuung“ zum Basis-Kanon der Fachsprachen in der Sozialen Arbeit gehören, wichtige Ansatzpunkte für die sprachkritische Befassung mit eben diesen Fachsprachen. Polenz bezieht sich in seiner Kritik an Sternberger auf dessen Analyse von „Betreuung“, weil dieser Begriff im Zentrum der ganzen Sammlung steht und ihm viele andere zugeordnet sind. „Wer die dienstliche Aufgabe“ habe, „Studenten, Patienten, Flüchtlinge (das waren damals „Ost- bzw. Zonenflüchtlinge“, M.K.) oder Kinder zu betreuen“, schreibt Polenz, könne „mit dem von Sternberger als ‚menschlichere‘ Entsprechung angeführten treu sein oder treu bleiben nicht viel anfangen; und wird der Wortdeutung des Sprachkritikers ungläubig gegenüberstehen.“⁴⁹ Sternbergers Deutung der Bedeutung von „Betreuung“ könne auch deswegen nicht überzeugen, meinte Polenz, „weil sie die Entstehung und den Gebrauch des Wortes allein von seinem Mißbrauch im Dritten Reich her“ erkläre. Es „stamme“ aber aus Süddeutschland und sei, z.B. in Schriften von Stifter und Ebner-Eschenbach zur literarischen Beschreibung von „Fürsorge und Pflege in sehr menschlicher privater Sphäre“ verwendet worden. Diese Kritik trifft zu, aber nicht in der Absicht, in der sie geübt wird. Sternberger sah nicht, dass seine Kritik auf die Wortgeschichte von „Betreuung“ insgesamt angewendet werden kann. Er konstruierte einen singulären Mißbrauch des Wortes durch den Nationalsozialismus, revidierte diese Beurteilung aber teilweise, als er nach 1945 dessen „Weiterleben“ konstatieren musste. Polenz macht denselben Fehler, ohne es zu merken, indem er den Mißbrauch von „Betreuung“ im NS-Staat zu einer Art historischem „Wort-Unfall“ verharmlost, der die Bedeutung des Wortes vor und nach diesem Unfall nicht tangiere. Das gestattet ihm, sich mit der von Sternberger vorgetragenen Kritik nicht ernsthaft bzw. in sprachkritisch qualifizierter Weise auseinandersetzen zu müssen. In den „amtlichen Sprachgebrauch“ sei das Wort von Institutionen aufgenommen worden, deren Beschäftigte „aus dienstlicher Verpflichtung in einem uneigennütigen Vertrauensverhältnis jemandem Sorge, Hilfe oder Beratung zuzuwenden“ haben, behauptete Polenz. Es könne nicht nachgewiesen werden, dass „Betreuung“ im „Sprachgebrauch des öffentlichen Lebens von vornherein in unehrlicher Absicht verwendet wurde.“ Dass es von „Organisationen des totalitären Staates“⁵⁰ mißbraucht werden konnte, habe an seiner

49 Polenz 1963, a.a.O.

50 Das Wort „totalitär“ taucht in den herangezogenen Texten immer wieder auf. Es wurde von Horkheimer ebenso verwendet wie von Polenz und vielen anderen, zu denen auch

tradierten eigentlichen Bedeutung gelegen, die es zu einem „vertrauenerweckenden Wort“ gemacht habe, das gerade wegen seines „guten Klanges“ von den Nazis und anderen in täuschender Absicht zur Verdeckung „unlauterer Absichten“ benutzt werden konnte. Polenz geht in der Verteidigung von „Betreuung“ so weit, dass er sogar den materiellen Grund für die Kritik Sternbergers bestreitet, indem er behauptet, es habe „in der Verwaltung des absolutistischen Staates „eine amtliche soziale Tätigkeit wie Betreuung“ noch gar nicht gegeben, das Wort aber schon, und zwar als ein „unscheinbares Zeichen einer Vermenschlichung der verwalteten Welt.“ Seither hätten viele Menschen „in unverschuldeter Not Betreuung als menschliche Hilfe dankbar empfunden“. Polenz Kritik beruht zum einen auf der Fokussierung seines Blicks auf die Institutionen der „Betreuung“ und die in ihnen arbeitenden Professionellen, während er die Be-Treuten nur unter dem Aspekt der auf Hilfe angewiesenen, in „unverschuldete Not“ geratene und für die empfangene Hilfe dankbaren Menschen sieht. Zum anderen beruht seine Kritik auf der völligen Unkenntnis der Geschichte der Sozialen Arbeit und des Doppelcharakters von „Hilfe“, der für vielfältige Konnotationen dieses Hauptwortes der Profession sorgt. Schließlich führt Polenz die Kritik Sternbergers auf ein ihm unterstelltes massives Vorurteil zurück, in dem sich „Verwaltung und Menschlichkeit“ gegeneinander ausschließen und dem die „nüchterne Sprache des Verwaltungslebens grundsätzlich alles andere als Ausdruck menschlicher Regungen“ sein könne. Dies sei der Grund, warum das Wort „Betreuung“ dem Sprachkritiker Sternberger „verdächtig“ geworden sei.⁵¹

Was eine mit der einfachen etymologischen Methode arbeitende Sprachkritik leisten kann, soll hier an dem Wort „Lager“, das in der Sozialpädagogik, vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit, häufig verwendet wird, gezeigt werden. Im „Wörterbuch des Unmenschen“ untersucht Süskind 1947 in einem etymologischen Vergleich das Wort „Lager“. Er schreibt:

„Das Wort ‚Lager‘ bildet ein Beispiel dafür, wie der Unmensch auch aus einem harmlosen, geselligen, ja man möchte sagen freiheitlichen Wort (damit spielt er auf das ‚Fahrtenlager‘ der Jugendbewegung an, M.K.) das schiere Gegenteil hervorzieht.“⁵²

Hannah Arendt gehörte, an deren Totalitarismus-Begriff sich innerhalb der Linken eine jahrelange Debatte entzündete. Dazu wird in diesem Heft keine Stellung bezogen.

51 Alle Polenz-Zitate aus Polenz 1963, a.a.O.

52 Sternberger et al. 1970, a.a.O., S. 81ff.

Die Urangst des Menschen vor „dem lebendig begraben und verstaut sein“, habe im Wort „Konzentrationslager“ ihren organisierten Ort gefunden und sei von dort aus auf den Typ „Lager“ insgesamt übertragen worden:

„Was wir heute unter Lager verstehen, führt auf diesen Sinn des Wortes viel unmittelbarer zurück als auf die scheinbar näherliegende Wortanwendung Zelt- und Truppenlager. Wohl zeichnet es auch die Konzentrations-, Schulungs-, Arbeits-, Flüchtlings- und Straflager aus, daß sie mit dem Anschein der Improvisation ins Freie gesetzt sind und ihre Insassen, wie es heißt, nur auf befristete Zeit aufnehmen. Mehr und mehr ist das Lager aber zu einem Organisationszustand der Menschheit geworden – einem Zustand, der wohl noch nie zuvor dagewesen ist [...]. Daß unzählige Kinder ‘im Lager’ geboren sind, wäre bei einem Nomadenvolk nicht ungewöhnlich und würde nur bezeugen, daß es eben Nomaden sind und daß ihre Kinder auf der Wandschaft zur Welt kommen. Jetzt aber heißt ‘im Lager geboren zu sein’ beinahe schon: in einem bestimmten klausurartigen sozialen Organisationszustand geboren sein, aus dem es vom Wesen her kein Entrinnen gibt [...]. Das Lager des Nomaden, auch des Kriegers und Jägers, hat eine Bewegung. Auch in dem institutionellen Lager des Unmenschen ist eine Bewegungsrichtung in der Waagerechten. Sie ist aber in einer trostlosen sozialen Senkrechten orientiert und drückt sich in einem Emporquellen und Zurücksacken aus, nicht in einem Wandern und Schweifern. Das Lager liegt vielleicht immer noch am Waldrand und in der Nähe von Wasser. Ihm fehlt nur das Entscheidende: der Übergang in die freie Natur. Der Stacheldraht ist ein Zeichen, und statt von Liedern ist es erfüllt von jenem kommandierenden ‘Singen’, das schon in der Turnstunde, geschweige bei der Hitlerjugend und beim Kommiß gerade das liedertrunkene Herz mit fassungslosem Entsetzen peinigte.“⁵³

Marc Diebäckers sprachkritische Reflexion zum aktuellen Gebrauch des Wortes/Begriffes „Lager“ im Handbuch „Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit“ ist ein Beispiel für eine weit über den schlichten etymologischen Vergleich hinausgehende ideologiekritische Sprachkritik:

„Das Flüchtlingslager, historisch häufig mit Einsperrung von Kriegsgefangenen und Gefangenen der Konzentrationslager oder mit dem Notaufenthalt von Vertriebenen und Flüchtlingen verbunden, gelangt zu einer neuen diskursiven Popularität, als wäre es eine ‘normale und etablierte’ Form, Zufluchtsuchende in Europa territorial festzuhalten und ihr Leben als Staatenlose zu verwalten. Im Lager selbst spiegeln sich [...] die gesellschaftliche Krise und der gesellschaftliche Ausnahmezustand wider, in dem die normale Ordnung aufgehoben ist. Ende der 1950er Jahre warnte Hannah Arendt [...] in ihrer Analyse zu den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus und Stalinismus vor dem Zusammenhang von totalitären Tendenzen und der Institution des Lagers: ‘So wie totalitäre Tendenzen überall und nicht nur in totalitär regierten Ländern zu finden sind, so könnte diese zentrale Institution der totalen Herrschaft leicht den Sturz aller uns bekannten totalitären Regime überleben.’ Mit

53 Ebenda.

der sozialwissenschaftlichen Kritik an öffentlichen Einrichtungen wie Psychiatrie oder Gefängnissen – Erving Goffmans ‘Asyle’ (1961) oder Michel Foucaults ‘Überwachen und Strafen’ (1975) gehören diesbezüglich sicherlich zu den prominentesten Auseinandersetzungen – kann das Lager als ein ‘Prototyp’ der totalen Institution gedacht werden. [...] Wenn gegenwärtig alltagsverwaltende und einhegende Einrichtungsformen in der Bevölkerung zunehmend breite Akzeptanz finden, scheint sich ein ‘neuer’ gesellschaftlicher Konsens zu ‘alten’ Formen einschließender Ausschließung anzubahnen. Damit ist Soziale Arbeit herausgefordert, sich einerseits zu diesen hegemonialen Diskursen in Bezug zu setzen und andererseits selbstkritisch die eigene Praxis in den stark institutionalisierten Kontexten in den Blick zu nehmen.“⁵⁴

„Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ schrieb Wittgenstein⁵⁵ und formulierte damit den vielleicht meistzitierten Satz in der sprachwissenschaftlichen Literatur. „Was bezeichnen nun die Wörter dieser Sprache?“ fragt er und antwortet: „Was sie bezeichnen, wie soll ich das zeigen, es sei denn in der Art ihres Gebrauchs. [...] Der Ausdruck ‘dieses Wort bezeichnet das’ müßte also ein Teil dieser Beschreibung werden.“⁵⁶ Die ist aber nur möglich, wenn ich das Wort nicht in „irgendeiner“ mir überkommenen/zugekommenen Bedeutung naiv gebrauche, sondern seinen historisch entstandenen gesellschaftlichen „Gebrauch“ sprachkritisch reflektiere, um seine Bedeutung für den Zusammenhang, in dem es mir „in den Sinn“ oder „auf die Zunge“ kam, erkennen zu können. Das Aussprechen des Wortes „Lager“ heute, um im Beispiel zu bleiben, ist für viele Menschen, die seine mit dem Konzentrationslager historisch gesetzte Bedeutung kennen „gleichsam ein Anschlagen einer Taste auf dem Vorstellungsklavier“ (Wittgenstein)⁵⁷. Poetischer und genauer kann man kaum ausdrücken, was mit Sprachsensibilität gemeint ist. Dieses „Anschlagen“ führt zu dem Moment des Innehaltens (Hiatus) vor dem Gebrauch des Wortes, der den gedanklichen Raum für eine sprachkritische Reflexion eröffnen kann. Das Wort „Bedeutung“ werde falsch gebraucht, sagt Wittgenstein, „wenn man damit das Ding bezeichnet (in unserem Beispiel „Lager“), das dem Wort ‘entspricht’. Damit würde man „die Bedeutung des Namens mit dem Träger des Namens“⁵⁸ verwechseln. Die Konnotation eines wichtigen und häufig gebrauchten Wortes/Begriffes, z.B. „Hilfe“ in der Sozialen Arbeit, zu erkennen, nennt Wittgenstein „Spracharbeit“. Wenn sie unterlassen wird, „wenn die Sprache leer läuft“, wenn sie nicht „arbeitet“, hat das

54 Diebäcker, Marc, Totale Institution und Konsens, in: Bakic et al., 2016, S. 202f.

55 Wittgenstein, Ludwig, 1967, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/M., S. 35.

56 A.a.O., S. 18.

57 A.a.O., S. 16.

58 A.a.O., S. 34.

Folgen, die er „Verwirrungen“ nennt und die in einen Sprachdogmatismus führen, der in „Ungerechtigkeit“ und „Leere“ unserer Behauptungen münden könne.⁵⁹ Viele der „besetzten“ Worte, die im „Wörterbuch des Unmenschen“ enthalten sind, sind zweifellos wieder „salonfähig“ geworden, womit gemeint ist, dass sie in einer „unbefangenen“ Konversation wieder gebraucht werden. Abschließend ein letztes Adorno-Zitat aus dem Jahr 1960:

„Die Verdinglichung des Bewußtseins, das zur Dingwelt überläuft, vor ihr kapituliert, ihr sich gleichmacht; die verzweifelte Anpassung dessen, der die Kälte und Übergewalt der Welt anders nicht zu bestehen vermag, als indem er sie womöglich überbietet, gründet in der verdinglichten, der Unmittelbarkeit menschlicher Beziehungen entäußerten, vom abstrakten Prinzip des Tausches beherrschten Welt. Gibt es wirklich kein richtiges Leben im falschen, so kann es eigentlich auch kein richtiges Bewußtsein darin geben. Nur real, nicht durch ihre intellektuelle Berichtigung allein wäre über die falsche Meinung hinauszukommen. [...] Jegliche Anweisung zum richtigen Bewußtsein wäre vergeblich. Eigentlich besteht es nur in der Anstrengung, unermüdlich auf seine Aporien und auf sich selber zu reflektieren.“⁶⁰ (Hervorhebung M.K.)

Manfred Kappeler, Schmidt-Ott-Str. 11 B, 12165 Berlin
E-Mail: drkappeler@arcor.de

59 A.a.O., S. 71f.

60 Adorno, Theodor W., Meinung Wahn Gesellschaft, in: Ders., 1963, Eingriffe – Neun kritische Modelle, Frankfurt/M., S. 164ff.

Sozialraumanalysen



Christian Spatscheck
Karin Wolf-Ostermann

Sozialraumanalysen

Ein Arbeitsbuch für soziale, gesundheits- und bildungsbezogene Dienste

utb S
2016. 195 Seiten. Kart.
14,99 € (D), 15,50 € (A)
ISBN 978-3-8252-4580-1
eISBN 978-3-8385-4580-6

Das Buch fasst übersichtlich und handlungsorientiert das nötige Grundwissen und die leitenden Methoden für Sozialraumanalysen in den Bereichen Soziales, Gesundheit und Bildung zusammen. Als anwendungsbezogenes Buch versetzt es Studierende und Fachkräfte in die Lage, Sozialraumanalysen eigenständig, verantwortlich und fundiert zu konzipieren, umzusetzen und auszuwerten.

Die AutorInnen haben mit dieser Veröffentlichung ein kompaktes und dennoch differenziertes Compendium für die praktische Durchführung von Sozialraumanalysen vorgelegt, das anschaulich und praxisorientiert die einzelnen Instrumente und Entwicklungsschritte beschreibt und damit sicherlich Akteure in verschiedenen Arbeitsfeldern zur Umsetzung ermutigt.

socialnet, 26.09.2016

Jetzt in Ihrer Buchhandlung bestellen oder direkt bei:

www.utb-shop.de

utb GmbH | Industriestr. 2 | 70565 Stuttgart